

Joris Vercammen

# Priesterliche Spiritualität



# 1 Einführung

1979 bin ich zum Priester geweiht worden. Ich war 27 Jahre alt und damals schon einer der wenigen jungen Priester für das römisch-katholische Bistum Antwerpen. Ich hatte das Gefühl, man schätzte es sehr, dass ich mich dafür entschieden hatte, Priester zu werden. Die Lage der Kirche war durch die rasch um sich greifende Säkularisierung nicht günstig. Doch hatte ich keine Zweifel an meiner Berufung. Zweifel gab es schon, aber mehr an der Kirche und an der Mühe, die sie mit der Moderne hatte.

Vielleicht war ich etwas mehr religiös angehaucht als die Mehrheit der Jugendlichen. Ich hatte ein religiöses Verlangen, aber das bedeutete noch nicht, dass man von einer Berufung sprechen konnte. Von Berufung ist die Rede, wenn man erfahren darf: Das Verlangen bildet auch einen Weg zu anderen und könnte für Mitmenschen eine Bedeutung haben. Die eigene Person ist nicht so wichtig (obwohl das Verlangen natürlich von mir als Person gelebt wird), weil es auf die Fragen und die Nöte der anderen ankommt.

Ich hatte schon als Kind gesehen, wie der Pfarrer unserer Gemeinde eine junge Witwe auf dem Friedhof trösten konnte, wo wir gerade ihren Mann bestattet hatten. Ich war als Ministrant dabei und war berührt von ihrer Trauer. Die Botschaft dieser Situation war mir klar: Durch den Pfarrer kam Gottes Trost dieser Witwe nahe. Ich denke, dass meine Berufung mit solchen Erfahrungen langsam gewachsen ist. Doch darüber hinaus war es wichtig, dass sie auch von anderen gesehen und bestätigt wurde. Erkennen die Menschen, dass ich, als die konkrete Person, die ich bin, und mit dem Verlangen nach Gott, das mir eigen ist, Mitgläubigen helfen kann? Durch die Ermutigung, die ich erfuhr, bekam ich den Eindruck, dass dies der Fall war. Doch war meine Priesterweihe für mich keine problemlose Erfahrung. Sie war zweideutig. Auf der einen Seite wusste ich, dass es die richtige Entscheidung war, auf der anderen Seite fühlte ich mich, als ließe ich mich als junger Vogel in einen Käfig sperren. Ich wollte gerne als Mann Gottes auf die Menschen zugehen; doch zugleich war das aus meiner Sicht unmöglich, ohne mich institutionell einbinden zu lassen. Diese Spannung ist während der gesamten vierzig Jahre seither geblieben, auch nach meinem Übertritt in die alt-katholische Kirche und auch als Bischof dieser Kirche. Ich sehe

die Spannung jetzt als eine gesunde Sache, was freilich bei den Amtsträgerinnen und Amtsträgern die Fähigkeit voraussetzt, loyal gegenüber der Institution zu arbeiten, ohne sich ganz mit ihr zu identifizieren. Es handelt sich hier um eine spirituelle Aufgabe, deren Früchte nicht nur der Person, sondern auch der Kirche zugutekommen.

## 2 Was ist Spiritualität?

Priester zu sein, ist eine spirituelle Aufgabe. Mit „Spiritualität“ meine ich, dass der Glaube eine praktische Sache ist und deswegen auch als solche beschrieben werden muss. Es geht um die Frage, wie sich der Glaube, der sich in mir als Verlangen und Berufung entwickelt hat, in meiner priesterlichen Praxis verändert. Welcher gläubige Mensch bin ich als Priester geworden? Ist dieses Leben für mich wirklich eine Gnade gewesen, und ist es das noch immer? Selbstverständlich ist das nicht, so viel ist vermutlich schon deutlich geworden. Doch habe ich den Eindruck, dass dadurch mein Leben als Mensch und Christ vertieft wurde. Deswegen ist die Frage interessant, was dabei eine Rolle gespielt hat. Auf diese Art und Weise will ich im Folgenden versuchen, eine mögliche Priesterspiritualität zu skizzieren. Ich meine nicht, dass ich als Modell dienen kann, aber ich möchte hier auch keine bloße Theorie anbieten. Deswegen geht es mir nicht nur darum, Einsichten zu teilen, sondern auch darum zu verdeutlichen, wie diese Einsichten im Kontext meines Lebens gewachsen sind. Für meinen Weihegottesdienst durfte ich damals eine der Schriftlesungen auswählen. Ich entschied mich für einige Zeilen, die Paulus an die Christengemeinde in Korinth schrieb: „Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkündigen Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörendes Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Denn das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen“ (1Kor 1, 22-25).

Ich hatte das Gefühl, dass es beim Priestersein um die Verletzlichkeit der Menschen gehe und um die Verletzlichkeit Gottes. „Verletzlichkeit“ ist das Geheimnis, das Gott und Menschen miteinander verbindet. „Verletzlichkeit“ ist etwas sehr Positives, weil es bedeutet, dass man nicht unberührbar ist. Es

gibt Möglichkeiten zum Kontakt und zur Beziehung. Weil man verletzlich ist, besteht auch die Möglichkeit, die Einsamkeit aufzulösen: sowohl die Einsamkeit des Menschen als auch die Einsamkeit Gottes. Wie Etty Hillesum es 1942 in ihrem Tagebuch formulierte, als sie sich als Jüdin durch die Nazis bedroht wusste: „Ich will dir helfen, Gott, dass du mich nicht verlässt, aber ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen. [...] [M]it fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen.“<sup>1</sup> Damit ist das ganze Programm eines Amtsträgers, einer Amtsträgerin beschrieben. Glücklicherweise waren die Umstände für mich weniger dramatisch. Ich habe meinen Dienst als Priester in einem Arbeiterviertel von Antwerpen begonnen. Aber auch dort gab es durchaus ‚etwas‘ zu verteidigen!

### 3 Das geistliche Amt

Worum geht es überhaupt, wenn wir über das geistliche Amt sprechen? Erstens geht es um die Kirche. Dass diese ihrem Wesen nach keine religiöse Institution ist, wie man sie soziologisch beschreiben könnte, versteht sich von selbst; zugleich ist Kirche immer in Gefahr, zur Institution zu erstarren. Dietrich Bonhoeffer hat darauf aufmerksam gemacht, dass religiöse Einrichtungen dazu neigen, um sich selbst und die eigenen Absichten zu kreisen; deshalb ist in ihnen die Gefahr der Entfremdung von der göttlichen Berufung allgegenwärtig.<sup>2</sup> Wesentlich ist die Kirche Volk Gottes, das auf seine Initiative hin entstanden ist, versammelt um den Tisch Jesu Christi. Während der Eucharistiefeier werden wir zusammen geführt, um einander und der Welt und der ganzen Schöpfung als erneuerte Wirklichkeit gegeben zu werden, die von Heilung und Einheit spricht. Das geistliche Amt ist der Dienst, diese Initiative Gottes zu repräsentieren. Dabei ist klar, dass es keinesfalls um menschliche Einzelpersonen geht, sondern um die Gemeinschaft und die Beziehung dieser Gemeinschaft zu ihrem Ursprung. Gerade an der Etymologie des Wortes „Hierarchie“ wird das erkennbar: *hierá arché*, heiliger Ursprung.<sup>3</sup>

Das bedeutet auch, dass wir als Priesterinnen und Priester im Dienst der Gläubigen stehen. Darin liegt die Daseinsberechtigung solch eines Priestertums für die Kirche. Wir sind Kirche, um Gott für seine großen Taten in der

Schöpfung und unter den Menschen zu loben und um alle Not vor sein Antlitz zu bringen. Anliegen der Kirche ist die Transformation der Schöpfung und der Menschen in die Gestalt des Reiches Gottes. Dazu ist die Kirche da, und dazu ist sie ein priesterliches Volk. Auf diese Weise ist die Kirche Leib Christi, Leib des Auferstandenen in dieser Welt. Die Kirche ist priesterlich, weil sie am Priestertum Jesu Christi teilhat. Mit seinem Leben und seiner Hingabe war er seinem Vater ein Lobopfer. Auch die Kirche ist dazu berufen, ein solches Lobopfer zu sein.

## 4 Die Glaubwürdigkeit der Kirche

Die Glaubwürdigkeit ist für die Kirche zu einem Problem geworden. Meines Erachtens hat das mit zweierlei zu tun: mit dem Prozess der Säkularisierung und mit der Art und Weise, wie Kirche darauf reagiert. Nach Charles Taylor ist seit dem 16. Jahrhundert die Dominanz dessen, was er „immanenten Rahmen“ nennt („immanent frame“), immer stärker geworden.<sup>4</sup> Das heißt: Moderne Menschen rechnen nicht länger mit der Möglichkeit der Transzendenz. Darin liegt auch eine „Objektivierung“ der Realität, die es ermöglicht, das Ganze in den Griff zu kriegen. In einem bestimmten Sinne kann man sagen, dass Objektivität „heilig“ wird, und dazu gehört auch ein Gottesbild, das diese Objektivität bestätigt. Säkularisierung bedeutet also nicht unbedingt, dass man Gott als abwesend denkt; sie kann auch in der Form auftreten, dass man Gott in eine abstrakte Denkvoraussetzung verwandelt, deretwegen man zu wissen meint, wie Welt und Leben zu gestalten seien. Gott wird dann beispielsweise zum letzten Grund unserer Ethik, unserer Strukturen und unserer Systeme. Einen Gedanken Ivan Illichs aufgreifend, spricht Taylor in diesem Zusammenhang von einer „Exkarnation“ des Evangeliums, weil es durch diese Entwicklung seine Konkretheit und Lebendigkeit verliere.<sup>5</sup> Transzendenz im jüdisch-christlichen Sinne ist dagegen seinem Wesen nach eine „radikale Desakralisierung aller Strukturen politischer Herrschaft und sozialer Ungleichheit [...], wie wir sie von den Propheten kennen. Zentrale Bestandteile des christlichen Glaubens (die Inkarnation, die Trinitätslehre) setzen [...] dieses ‚prophetische‘ Transzendenz-Verständnis voraus.“<sup>6</sup>

Im säkularen Zeitalter haben sich auch die Kirchen dem „Objektivitäts-Streben“ angepasst und sind zu Opfern der „Exkarnation“ geworden, der Objektivierung des Glaubens, der Juridifizierung und Kriminalisierung der Sünde, der Modernisierung des kirchlichen Betriebs im Sinne der Effizienz. Die Geschichte der römisch-katholischen Kirche während des 19. Jahrhunderts kann man als eine Geschichte der fortschreitenden Exkarnation verstehen. Es wird ein „totalitäres Christentum“ gestaltet, wobei „das Verständnis des Glaubens als Gehorsam gegenüber kirchlichen Lehren“ verrechtlicht wird.<sup>7</sup> Wie eine „Staatsraison“ gibt es nunmehr auch eine „Kirchenraison“. „Damit sakralisiert sich eine Institution selbst – statt sich zu messen und messen zu lassen am Heiligkeitsanspruch ihres Gottesbegriffs.“<sup>8</sup>

Vor diesem Hintergrund wird von kirchlichen Amtsträgern nichts anderes erwartet als „Agenten des Systems“ zu sein. Sie sollen die Regeln überwachen. Wenn diese Erwartung vorherrscht, wird auch das Amt „exkarniert“, weil ihm das Herz – Vertreter der Initiative Gottes zu sein – genommen wird. Durch diese Entwicklung verabschiedet sich die Kirche von ihrer Berufung, sich als Agapé-Netz zu verwirklichen.<sup>9</sup> Stattdessen wird sie zu einer Art von totalitärem Staat.

Es ist wichtig zu erkennen, dass alle Systeme die Tendenz besitzen, sich selbst zu verabsolutieren. Auch unsere eigene alt-katholische Kirche ist nicht frei von dieser Gefahr, obwohl unsere Geschichte mehr oder weniger von einer authentischen Reaktion gegen jene Objektivierungstendenzen geprägt ist. Dennoch gibt es auch innerhalb unserer Kirchen für Amtsträgerinnen und Amtsträger die Gefahr einer „Exkarnation des Glaubens“. Wenn sie ihre Berufung ernst nehmen, Vertreterinnen und Vertreter der Initiative Gottes zu sein, des Ursprungs allen Seins, dann gehört dazu auch die Akzeptanz einer gewissen Spannung mit dem System der Kirche. Man muss dazu bedenken, dass diese Spannung die Kirche vor der Sakralisierung des Systems beschützt, aber es bleibt eine Kunst, dafür auch wirklich Raum zu schaffen. Die Spannung, die ich selbst bei meiner Weihe erfuhr, zeigt sich jetzt als eine Spannung, die unvermeidlich zur Existenz als Amtsträgerin oder Amtsträger dazugehört. Man kann es auch das Leiden an der Kirche nennen, aber in dieser Sichtweise liegt die Gefahr, dass man die Realität der Kirche, wie sie jetzt erscheint, akzeptiert. Damit wird auch das Leiden als Bestätigung des *status quo* instrumentalisiert, obwohl es ein Zeichen sein sollte, dass sich etwas ändern muss.

## 5 Die Glaubwürdigkeit des Amtes

Wenn wir von der Spiritualität der Amtsträgerinnen und Amtsträger sprechen, dann sollten wir diese Spannung mit einbeziehen, weil sie zu unserem Leben gehört. Ihre Akzeptanz gehört zu dem Dienst, zu dem wir uns berufen fühlen. Unsere Glaubwürdigkeit, sowohl für andere als auch für uns selbst, finden wir in unserer Treue zu dieser Berufung und nicht in der kritiklosen Anpassung an das, was die Kirche und die Gesellschaft erwarten. Natürlich können wir nicht ohne Systeme mit ihren Strukturen und Konventionen leben. Eine bestimmte Loyalität ist notwendig, damit wir zusammen etwas ausrichten können; doch die Systeme dürfen nie sakralisiert werden, sondern sollen aufgeschlossen bleiben, damit dem Heiligen Geist der Zugang nicht versagt wird.

Der Umgang mit dieser Spannung ist ohne eine große Reife und ohne eine ausgeglichene Persönlichkeit nicht möglich. Es ist nicht immer bequem, Fragen zu stellen, ohne direkt eine Antwort bei der Hand zu haben. Das gilt auch für unser persönliches Leben: Auch dieses soll für das Wirken des Geistes aufgeschlossen bleiben.

Die Amtsfrage hängt mit der Identität der Kirche zusammen. Der zentrale Auftrag des Amtes liegt darin, der Gemeinde zu sagen, dass sie berufen ist, eine neue geistliche Gemeinschaft zu sein – ein Agapé-Netz, von Gottes Wort zustande gebracht und gestaltet als der Raum, in dem die Selbsthingabe Jesu fortgesetzt wird. Deswegen ist das Herz dieser Gemeinschaft die Eucharistie. Die Eucharistie ist die Grundidentität der Kirche. In der Feier der Eucharistie wird unser Versuch der Hingabe an Gott vereint mit Gottes Hingabe an uns. Dabei besteht die Identität des Amtes wesentlich in der Identität des Vorstehers oder der Vorsteherin dieser Eucharistiefeier. Als Vorsteherin, als Vorsteher ermöglicht die Priesterin, der Priester die Feier der Gemeinde. Wesen des Vorstehens ist die Erinnerung an die Initiative Gottes. Gott ruft seine Gemeinde zusammen, damit sie die Eucharistie feiert und Eucharistie „sei“. Dieser Dienst macht aus der Priesterin, dem Priester keine „Sonderchristin“, keinen „Sonderchristen“ – und auch keinen „Alter-Christus“ –, sondern nur einen Bruder oder eine Schwester, der oder die sich von der Gemeinde zu diesem Dienst rufen ließ. Alle klerikalen

Ansprüche und Ambitionen sind hier zu vermeiden, weil sie der Dienstbarkeit und der Gleichwertigkeit aller Getauften Abbruch tun. Vorsteher oder Vorsteherin zu sein, bedeutet für den Priester oder die Priesterin eine große Verantwortung – nicht nur für die Ermöglichung der Liturgie, sondern auch für die Ermöglichung der Mission der Kirche. Auch in dieser Hinsicht „steht“ er oder sie der Gemeinde „vor“.

Kirche heißt Agapé und Hingabe. Eine solche Kirche lässt das Streben nach Dominanz in der Gesellschaft hinter sich, wie es einer wirklich gläubigen Einstellung entspricht. Gandhi war der Meinung, dass eine authentische religiöse Einstellung den Anspruch auf absoluten Besitz oder absolute Kontrolle relativiert. Der Glaube kann einfach kein Besitz eines Egos sein, das seine Sicherheit garantieren will. Ich bin nicht der Besitzer meines Glaubens. Eher ist es umgekehrt: Der Glaube besitzt mich. Als Glaubender will ich dienstbar sein und zur Verfügung stehen für „die Realität, die meine Welt geändert hat und mich befreit hat von der Sklaverei des Kampfes und der Rivalität“.<sup>10</sup> Seelen fangen zu wollen, ist nicht das rechte Glaubenszeugnis, sondern die Mitarbeit dabei, dass sich die Möglichkeit einer Befreiung, die man selbst erlebt hat, auch für jemand anderen öffnet: Das ist die wirkliche missionarische Arbeit. Gott will die Befreiung der Welt und der Menschen. Es ist nicht so, dass die Kirche von Gott ist und von Gott in die Welt geschickt wird. Nein, die Welt ist von Gott, und dies verdichtet sich in der Kirche.<sup>11</sup>

Die Autorität des Amtes kann deswegen nur darauf gestützt sein, dass sie die Erfahrung des Ursprungs wieder ermöglicht. Die Jünger Jesu haben nie eine Lehre verbreiten, sondern ihre Erfahrung mit Jesus Christus weitergeben wollen. In ihm hat Gott den Menschen eine Partnerschaft angeboten und sich als Gemeinschaft geoffenbart. Deswegen kann auch das Amt nicht anders funktionieren als auf eine verbindende und Gemeinschaft stiftende Art und Weise. Deswegen sagt das „Lima-Papier“ der Kommission „Glaube und Kirchenverfassung“, dass das Amt nicht nur persönlich, sondern auch kollegial und synodal gestaltet werden soll.<sup>12</sup>



## 6 Der alt-katholische Kontext

Gottes Hingabe durch die Menschwerdung Jesu: Diese Idee steht meines Erachtens im Mittelpunkt von dem, was ich an anderer Stelle schon als alt-katholisches Charisma beschrieben habe.<sup>13</sup> Ich meine, dass es die Gastfreundschaft für die Menschwerdung Gottes in Christus ist, die das Charisma ausmacht. Oder mit den Worten von Walter Frei: Die alt-katholische Kirche gibt es „aus Liebe zur Menschwerdung Gottes in Christus“.<sup>14</sup> Die Menschwerdung Gottes ist bedeutsam, weil sie direkt auch die Menschwerdung des Menschen betrifft, das heißt die Entdeckung des menschlichen Lebens, wie es vom Schöpfer gewollt ist. Aufgeschlossenheit für das Leben, wie es ist, aber auch die Bereitschaft, eine Krise zu durchleben, gehören ebenso dazu wie auch die Entdeckung der Freiheit zur Gemeinschaft und zur Hingabe. Gastfreundschaft für Gott ist immer auch Gastfreundschaft für den Mitmenschen und stiftet Gemeinschaft. Gemeinschaft mit Gott und miteinander: Das ist Kirche. Die Hingabe Jesu, wie sie in der Eucharistie gefeiert wird, ist das Prinzip. Walter Frei fügt noch hinzu, dass es dem Alt-Katholizismus darum geht „das Katholische menschlich und das Menschliche katholisch“<sup>15</sup> zu machen. Meiner Meinung nach bedeutet dies, dass die katholische Tradition mit ihrer Frömmigkeit und liturgischen Prägung nur authentisch ist, wenn sie sich auf das Leben des Menschen und auf seine wahre Menschwerdung bezieht. Die Menschwerdung des Menschen kann nur zusammen mit der Menschwerdung Gottes in Christus gesehen werden. Gastfreundschaft für die Menschwerdung bedeutet deswegen Bezogenheit auf Himmel und Erde. Und das ist doch mit dem Wort „katholisch“ letztlich gemeint!

Das Charisma der Gastfreundschaft wird im bischöflichen Grußwort zur 125-Jahres-Feier der Utrechter Union<sup>16</sup> anhand von drei Stichworten weiterentwickelt: Aufgeschlossenheit, Verbundenheit und Teilnahme. Diese drei alt-katholischen Kernthemen sind Aspekte der „Gastfreundschaft für die Menschwerdung“. Sie sind uns von der alt-katholischen Tradition gegeben, damit wir durch sie in den Transformationsprozess des Glaubens eingeführt werden und mit dieser Erfahrung an der Kirche mitbauen. Von daher kann man sagen, dass mit diesen drei Stichworten die alt-katholische Spiritualität zusammengefasst werden kann.

# 7

## Kernpunkte einer priesterlichen Spiritualität

### 7.1 Dienst

Der Priester, die Priesterin wird vor allem ein Mystagoge, eine Mystagogin sein, schreibt Bischof Joachim Vobbe in seinem Hirtenbrief aus dem Jahr 2002:<sup>17</sup> das heißt, eine Person, die zu Gottes Geheimnissen hinführt (von *mysterion*, Geheimnis, und *agogé*, Führung). Dieses Verständnis weist auf die Verantwortung hin, die Gemeinde und die Menschen für das Wirken des Heiligen Geistes und die Liebe Gottes aufgeschlossen zu machen.<sup>18</sup> Wie sich diese Verantwortung vom Auftrag unterscheidet, ein System zu pflegen, habe ich schon verdeutlicht und auf die damit verbundene Spannung hingewiesen. Mit dieser Verantwortung kann man nur umgehen, wenn man sie als Dienst versteht – wie auch Jesus Christus im Dienst Gottes den Menschen das Leben bringen wollte, gleich einem Hirten, der gekommen ist, damit Menschen Leben haben, und das im Überfluss (Joh 10,10). Nach der Fußwaschung sagt Jesu zu den Seinen: „Ihr sagt zu mir Meister und Herr und ihr nennt mich mit Recht so; denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen“ (Joh 13,14–15). Hier verkörpert Jesus, wer Gott wesentlich ist: Herr und Meister, der Füße wäscht, wie Sklaven es tun. Gott tut das nicht, damit wir daran *glauben*, dass Gott ein Sklave der Menschen ist, sondern damit wir *erfahren*, dass es Gott um alle Menschen und ihre Gleichwertigkeit geht. Gott übersteigt alle Systeme, die Menschen in Herren und Sklaven, Gut und Böse, Heilige und Sünder, Reine und Unreine usw. aufteilen. Gott übersteigt die Religion, die darauf angelegt ist, Menschen für die Stärkung des eigenen Status' zu benutzen. Deswegen ist die Fußwaschung mehr als eine ethische Anregung: Sie ist ein Abbild Gottes selbst. Wenn wir einander die Füße waschen, dann „spielen wir“ sozusagen zusammen Gott. Dazu sind alle Christinnen und Christen berufen; und die Priesterin, der Priester ist dazu berufen, auch seinen bzw. ihren spezifischen Dienst auf diese Art und Weise zu gestalten.

## 7.2 Freundschaft

Für die Art und Weise, wie Gott mit Menschen umgeht, gibt es keinen anderen Grund als die Liebe. Es ist schwierig, uns Gott vorzustellen; aber vielleicht bringt uns die Freundschaft, wie sie unter Menschen möglich ist, dem noch am nächsten, was Gott wesentlich ist. Reine Freundschaft existiert um ihrer selbst willen, sie hat keinen anderen Grund als die Liebe. Erotische Liebe oder Liebe von Eltern für ihre Kinder zum Beispiele haben auch bestimmte Ziele; reine Freundschaft hingegen hat nur das Ziel, den Freund oder die Freundin um seiner oder ihrer selbst willen zu ehren. Wie Michel de Montaigne sagt: „Weil er ist wie er ist und ich bin wer ich bin“,<sup>19</sup> deswegen gibt es Freundschaft. Man könnte sagen: Weil Gott ist, wie Gott ist, und die Menschen sind, wie sie sind, deswegen gibt es diese Freundschaft. Freundschaft ist gegenseitig. „Gott hat uns zuerst geliebt“, schreibt Johannes (1Joh 4,19); wir sind eingeladen auf diese Liebe zu antworten. So wie Gott uns in der Gestalt der Freundschaft liebt, sind auch wir eingeladen, unsere Freundschaft anzubieten. Als Jesus den Jüngern erklärt, worum es bei der Liebe geht, spricht er über die Freundschaft. „Das ist mein Gebot: Liebt einander wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage. Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt.“ (Joh 15,12-15a) Dass diese Freundschaft ohne privates Interesse und dazu ein unerklärbares Geschenk ist, wird später deutlich, als Jesus gegen Ende seines Leben zum Äußersten geht. „Er erwies ihnen seine Liebe bis zur Vollendung“, sagt Johannes (Joh 13,1). Und als Judas Jesus verrät – mit einem Zeichen der Freundschaft, einem Kuss – ist das letzte Wort, das Jesus zu ihm sagt: „Freund“. Jesus ist Gottes menschengewordene Liebe in der Gestalt der Freundschaft. Freundschaft bedeutet, gemeinsam zu gehen, aber jeder und jede auf einem eigenen Weg. So kann man sich auch unsere Beziehung zu Gott vorstellen: Gott und wir gehen zusammen, aber jeder auf dem eigenen Weg. Gott ist kein „Ansatzstück“, kein „Zubehör“. Gott ist der Andere für mich und ein ganz Anderer für Dich und wieder jemand Anderes für einen Dritten. Es ist wie mit den Menschen, die unsere Freunde sind: Sie haben noch andere Freunde außer mir, die eine ganz andere Bedeutung für sie haben können als ich. Zur Freundschaft gehört, das Anders-Sein Gottes und der Anderen, ihr Mysterium, zu respektieren.

Es ist die Berufung der Kirche, diese Freundschaft als Bejahung der Gottesliebe in der Welt zu leben, damit die Welt, die von Gott ist, sich für ihr Ziel öffnen kann. Wie die Beziehung der Kirche mit der Welt, so kann auch das Ideal der Beziehung unter Christinnen und Christen als Berufung zur Freundschaft ausgedrückt werden. Deswegen ist auch die Grundstruktur aller Pastoral nur als eine Gestalt der Freundschaft zu zeichnen. Auch deswegen sollte „Freundschaft“ ein Schlüsselbegriff priesterlicher Spiritualität sein.

### 7.3 Zuhörend, hilfsbereit, tragend, verkündigend, dienend

Freundschaft als Antwort auf die Liebe Gottes soll dann bedeuten, dass man andere ehrt, wie sie von Gott geehrt werden. Wie Bonhoeffer in „Gemeinsames Leben“ schreibt: „Gott will nicht, dass ich den Andern nach dem Bild forme, das mir gut erscheint, also nach meinem eigenen Bild, sondern in seiner Freiheit von mir hat Gott den Anderen zu seinem Ebenbilde gemacht.“<sup>20</sup> Bonhoeffer unterscheidet drei Dienste, die Christen einander beweisen sollen. Ich werde sie als drei Aspekte der „pastoralen Freundschaft“ aufgreifen und im Anschluss daran noch zwei weitere Aspekte hinzufügen.

Der erste Aspekt betrifft das Zuhören. So meint Bonhoeffer, dass es neben dem Auftrag, das Wort zu verkünden und deswegen zu reden, auch den Auftrag gibt, anderen zuzuhören. Jemandem zuzuhören bedeutet, Raum zu schaffen für einen anderen, und ist deswegen ein Zeichen von Freundschaft. Es geht darum, das Geheimnis der Person nicht anzutasten. „Es ist nicht ein Geheimnis des Wissens oder des Fühlens“, schreibt Bonhoeffer, „sondern das Geheimnis seiner Freiheit, seiner Erlösung, seines Seins“.<sup>21</sup> Auch Joachim Vobbe weist darauf hin, dass man ohne die Kunst des Zuhörens weder in der Gemeinde noch in der Mission vorankommt: „Die Gleichnisse Jesu verraten, dass Er – bevor Er zu reden, zu verkünden begann – ein Mensch des Zuhörens war, einer, der die Lebenswirklichkeit seiner Zeitgenossen beobachtete und ernst nahm.“<sup>22</sup>

Ich bin immer wieder betroffen, wenn ich im ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums lese, dass Jesus bei der Berufung der Jünger das Gespräch mit der Frage beginnt: „Was wollt ihr?“ (Joh 1,38) Sollte das nicht auch im pastoralen Gespräch immer die erste Frage sein? Auch hier variiert die Ant-

wort sicherlich diejenige der Jünger-Kandidaten: „Rabbi, wo wohnst du?“ Dann folgt die Einladung „Kommt und seht!“ (Joh 1,39) Im pastoralen Kontext verstehe ich dies im Sinne der Bereitschaft, zusammen auf die Suche zu gehen, damit wir gemeinsam herausfinden können, wo der Herr konkret in einem bestimmten Lebenskontext zu finden ist. Dies führt uns zum zweiten Aspekt, der tätigen Hilfsbereitschaft. Als Priesterinnen und Priester wollen wir den Mitbrüdern und -schwestern, Gemeindemitgliedern und anderen, zur Verfügung stehen. Bereitschaft ohne Grenzen kann hier nicht gefordert sein; im Gegenteil haben wir nicht nur das Recht, Grenzen zu setzen, sondern auch die Pflicht, dies ganz deutlich zu tun. In einem solchen Rahmen aber geht es um eine Grundeinstellung der Dienstbarkeit, die nicht theoretisch ist, sondern effektiv auf die spirituellen Bedürfnisse der Menschen eingehen will. Manchmal werden diese Bedürfnisse geäußert, wenn man es nicht erwartet, oder auf ganz ungewohnte Art und Weise. Zur Verfügung stehen zu wollen, bedeutet, die Freiheit zu haben, hierauf einzugehen.

Drittens gibt es den Dienst, andere zu tragen. Hier spielt das Anderssein der anderen eine Rolle und ihre Freiheit, gerade ihre Eigenheiten weiter zu entwickeln. Es braucht eine grundsätzliche Freundschaft, wollen wir andere tragen – gerade auch, wenn sie sich in Notlagen befinden. Die Solidarität, die hieraus erwächst, gehört zu den Grundmerkmalen der Kirche.

Zum vierten Aspekt: „Wo nun der Dienst des Hörens, der tätigen Hilfe, des Tragens treu getan wird, kann auch das letzte und Höchste geschehen, der Dienst mit dem Wort Gottes“, schreibt Bonhoeffer und weist weiter darauf hin, dass es sich hier in erster Linie um „ein Wort von Mensch zu Mensch“ handelt.<sup>23</sup> Joachim Vobbe spricht ebenfalls von der Notwendigkeit zu reden, weist auch auf die Bedingungen richtigen Redens hin, und fragt weiter: „Speist sich die Botschaft aus eigener Erfahrung? Ist sie gedeckt durch meine Lebenswirklichkeit? Gibt sie Antwort auf echte Fragen der Zuhörer?“<sup>24</sup> Bonhoeffer schließt: „Echte geistliche Autorität gibt es nur, wo der Dienst des Hörens, Tragens und Verkündigens erfüllt wird.“<sup>25</sup> Und an anderer Stelle: „Die geistliche Vertrauensfrage, die mit der Autoritätsfrage in so engem Zusammenhang steht, entscheidet sich an der Treue, mit der einer im Dienste Jesu Christi steht, niemals aber an den außerordentlichen Gaben, über die er verfügt. Seelsorgerliche Autorität kann nur der Diener Jesu finden, der keine eigene Autorität sucht, der selbst unter die Autorität des Wortes gebeugt ein Bruder unter Brüdern ist.“<sup>26</sup>

Zum fünften Aspekt: Auf die beschriebene Art und Weise kann die Priesterin, der Priester zur Brückenbauerin, zum Brückenbauer werden und damit zum Gedeihen der Gemeinde beitragen. Er oder sie wird zu einer Person des Dialogs, die in der Lage ist, Synodalität mitzugestalten. Dass wir als Pfarrerin oder Pfarrer, als Bischöfin oder Bischof gewählt werden, hat nicht so sehr mit Demokratie im politischen Sinne zu tun, sondern vor allem mit der Verantwortung der Gemeinde oder der Kirche für die Bestätigung unserer Berufung. Bei der Wahl sieht man die Kirche „*in optima forma*“ („in bester Gestalt“), weil sie gläubig auf die Suche geht, wer von Gott bereits für einen bestimmten Auftrag berufen wurde, um die Gemeinschaft zu stärken. Die Position der Gewählten beschreibt Joachim Vobbe folgendermaßen: „Wer unter euch der Erste sein will, der sei der Diener aller (Mk 10,43), nicht nur der Diener der numerischen Mehrheit, nicht nur der Diener der Eloquentesten, nicht nur der Diener der Über-18-Jährigen, nicht nur der Diener der gerade Anwesenden, der Einflussreichen, sondern auch Diener der Sprachlosen, der Verzagten, der Unmündigen, der im Glauben Schwachen, der Armen, der einfachen Herzen“.<sup>27</sup>

## 7.4 Leben in der Gegenwart Gottes

Diese Einstellung des Zuhörens, der Hilfsbereitschaft, des Tragens, der Bereitschaft zur Verkündigung und des Brückenbauens kennzeichnet auch, wie die Priesterin oder der Priester als gläubige Person zu Gott steht. Man sagt oft, Priesterinnen und Priester sollten Menschen des Gebetes sein – oder gar, wie Joachim Vobbe schreibt, „Fachleute des Betens“. Aber er verengt den Fokus nicht darauf, sondern stellt darüber hinaus die weitergehende Frage, ob Priesterinnen und Priester dazu bereit seien, „in der Gegenwart Gottes zu leben“.<sup>28</sup> Meines Erachtens zielt diese Frage auf eine kontemplative Einstellung, die dazu führt, dass wir das ganze Leben – unser eigenes und das von anderen, denen wir begegnen – und alles, was sich in der Welt abspielt, vor Gott bringen. Es geht um Fürbitten im Namen der Menschen. Hierbei handelt es sich nicht um eine Art von Petition, sondern um eine Form der Solidarität, die uns zusammen mit anderen Gott erleben lässt. So ist Jesus Christus „mit dem Vater“ in einer intimen Beziehung, und „in dem Vater“ (Joh 14,20a) ist er anwesend unter den Menschen. Diese Anwesenheit drückt der Evangelist auch mit den Worten aus: „Ihr seid in mir und

ich bin in euch“ (Joh 14,20b). In dieser Gemeinschaft werden Gott und die Menschen und die Menschen untereinander verbunden. Dies ist das Werk des Heiligen Geistes. Beten bedeutet, sich bewusst zu werden, dass dieses Werk auch tatsächlich vollführt wird, dass es Wirklichkeit ist. Beten bedeutet, für dieses Werk zur Verfügung zu stehen. Man kann es auch so sagen: Wir sind dazu berufen, mit den Menschen, die uns am Herzen liegen, in Gemeinschaft mit Jesus Christus und in Ihm bei Gott zu sein.<sup>29</sup> Mehr als das Ableisten eines konkreten Gebetsprogramms ist dabei gefragt, dass wir wir selbst sind, wenn wir zu Gott gehen. Gott liebt dich, wie du bist, und wie du bist, bist du in der Lage, andere zu lieben, mit Gott.

Stille ist notwendig, damit unser Herz sich öffnen kann. Deswegen ist Meditation vielleicht noch wichtiger als zum Beispiel das Brevier. Es ist schön, voneinander zu wissen, dass wir dieselben Psalmen und Texten lesen und beten, über die Grenze der Kirchen hinaus; aber noch wichtiger ist es, voneinander zu wissen, dass wir uns um die notwendige Stille in unserem Leben bemühen. Doch natürlich kann man das eine nicht gegen das andere ausspielen. Das Brevier und das Bibellesen verbindet uns mit dem Zeugnis Mitgläubender davon, wie sich ihr Umgang mit Gott ausgewirkt hat. Die Eucharistie ist die Sammlung des Volkes unter der Leitung von Christus vor Gottes Antlitz mit der Welt in unseren Herzen. Sowohl Brevier und Bibellesen als auch die Eucharistie sind wichtige Erfahrungen für uns als Priesterinnen und Priester, weil sie die Bausteine liefern für die innere Burg, die in unserem Herzen vom Heiligen Geist gebaut wird. Ohne diese innere Burg ist es unmöglich, sowohl den Menschen als auch Gott nahe zu sein, und das ist gerade das Ziel der pastoralen Arbeit ebenso wie der Liturgie.<sup>30</sup> Diese innere Burg ist nicht nur ein Schutzort, sondern auch das Atelier, in dem meine Transformation vorbereitet wird. Sie ist auch die Wohnung Gottes in uns. Wer sich dieser Wohnung nicht bewusst ist, kann sie auch nicht verteidigen!

## 8

### Zum Schluss

Der kleine Ministrant hat es schon gewusst: Gott will auf die Menschen zugehen. Gott will nicht weit weg, hoch erhaben und unbekannt sein. Sonst ginge Gott vor Einsamkeit ein. Er würde sich selbst vernichten, und das

ist unmöglich. Deshalb ist Gottes Verletzlichkeit kein Schicksal, sondern die ganz große Chance zur Beziehung, zur Liebe als Freundschaft. Dies ist das göttliche Angebot an den Menschen. Glaube bedeutet, unsere eigene Verletzlichkeit kennenzulernen, und stellt die Chance zu Freundschaft dar, miteinander und mit Gott. Hat mein Dienst als Priester in der Kirche mir geholfen, mich weiter gebracht auf diesem Weg des Glaubens? Diese Frage kann ich bejahen, obwohl es nicht immer selbstverständlich war. Manchmal hat man von mir erwartet, dass ich die richtige Lehre präsentiere oder die kirchliche Organisation verteidige, weil sie uns so bequem war. Manchmal habe ich das auch getan, aber jetzt muss ich sagen, dass dies nicht die Momente waren, in denen ich mich wirklich als Priester erlebt habe, sondern eher als kirchlicher Beamter. Glücklicherweise gab es auch sehr viele andere Augenblicke und Erfahrungen. Sie haben mich inspiriert, nicht weil es immer einfach war, sondern weil es um die Würde der Menschen ging und um die Würde Gottes. Und dann gab es immer Freundschaft und etwas zu verteidigen!

*Dr. Joris Vercammen war 2000–2020 alt-katholischer Erzbischof von Utrecht.*

## Anmerkungen

- 1 *Jan Geurt Gaarlandt* (Hg.), *Das denkende Herz. Die Tagebücher von Ety Hillesum 1941-1943*, übers. von M. Csollány, Reinbek b. Hamburg 1985, 149.
- 2 *Dietrich Bonhoeffer*, *Gemeinsames Leben* [1939], Gütersloh 26. Aufl. 2005, 8.
- 3 *Erik Borgman*, *Metamorfosen. Over religie en moderne cultuur*, Kampen 2006, 246.
- 4 *Charles Taylor*, *A Secular Age*, Cambridge/Massachusetts 2007, 539.
- 5 A.a.O., 741.
- 6 *Hans Joas*, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg i.Br. 2012, 213.
- 7 Ebd.
- 8 A.a.O., 218.
- 9 So Taylor im Anschluss an Illich: *Taylor*, *Secular Age*, 737.
- 10 *Rowan Williams*, *Faith in the public square*, London 2012, 303.
- 11 *Borgman*, *Metamorfosen*, 264.
- 12 *World Council of Churches*, *Baptism, Eucharist and Ministry. Faith and Order Paper 111*, Genf 1983, Ministry Nr. 26.
- 13 *Joris Vercammen*, *Aus Liebe zur Menschwerdung. Reflexionen über Spiritualität und ein alt-katholisches Charisma*, in: A. Goller, A. Krebs, M. Ring (Hg.), *Weg-Gemeinschaft. Festschrift für Günter Eßer*, Bonn 2015, 31–43: 42f.
- 14 *Walter Frei*, *Altkatholisch, einmal abgesehen von den Papstdogmen*, in: *Internationale Kirchliche Zeitschrift* 74 (1984), 65–84: 84.
- 15 Ebd.
- 16 *Brücken bauen. Grußwort der Bischöfe der Utrechter Union aus Anlass des 125. Jahrestages ihrer Gründung*, in: *Internationale Kirchliche Zeitschrift* 105 (2015), 12–18.
- 17 *Joachim Vobbe*, *Brot aus dem Steintal. Bischofsbriefe*, Bonn 2005, 275.
- 18 *Frère Emile de Taizé*, *L'eucharistie et les premiers chrétiens*, Taizé 2008, 15.



- 19 Montaigne schreibt über seinen verstorbenen Freund Étienne de la Boétie und den Grund ihrer Liebe füreinander: „Weil er er war, weil ich ich war“. *Michel de Montaigne*, Essais, übers. von H. Stillet, Frankfurt a.M. 1998, 99.
- 20 *Bonhoeffer*, Gemeinsames Leben, 79.
- 21 A.a.O., 88.
- 22 *Vobbe*, Brot, 273.
- 23 *Bonhoeffer*, Gemeinsames Leben, 26.
- 24 *Vobbe*, Brot, 274.
- 25 *Bonhoeffer*, Gemeinsames Leben, 91.
- 26 A.a.O., 92.
- 27 *Vobbe*, Brot, 270.
- 28 A.a.O., 259–261.
- 29 *Michael Ramsey*, The Christian Priest Today, London 1985.
- 30 A.a.O., 16–18.